

Tägliche Omaha Tribune

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL J. PETER, President
1311 Howard Str. Telephone: TYLER 240 Omaha, Nebraska

Das Molass, Ia., Branch Office: 487—4th Ave.
Preis des Tagesblattes: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr \$5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblattes bei früherer Vorauszahlung, per Jahr \$1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Montag, den 12. März 1917.

Deutscher Gleichmut.

In Deutschland sieht man den Entschlossenheit Wilsons bezüglich der Verdrängung der Schiffe mit völliger Gleichgültigkeit entgegen. Man hat die Folgen seines Schrittes wohl erwogen und selbstredend gibt es da kein Jurist mehr. Von einer drohenden Gefahr unterliegt es so was zu erwarten, aber 2. Reserve gehört, und zwar ist die Dauer der 1. Reserve 4 Jahre 1 Monat nach der einjährigen Dienstzeit und die der 2. Reserve 7 Jahre; nachher dauert die Wehrpflicht noch bis zum 45. Jahre. Im Kriegsjahre rücken die Reservisten nacheinander ein und sind dienstfrei nur diejenige, die die einzigen Ernährer mittellose Angehöriger sind oder die der Staat oder der Bund für die Kriegsführung zu Hause nicht entbehren kann. Das gab eine angenehme Überraschung für die Wehrer, nicht zum Angriff. Nun, zum Angriff wollen wir ja auch kein Feind, aber sollten doch keine wollen. In der bevorstehenden Sonderberatung des Kongresses wird man jedenfalls Schritte tun zur Schaffung des amerikanischen Volksheeres.

Vorschläge unseres Generalstabs.

Der amerikanische Generalstab schlägt vor, den 18jährigen Jungen eine Dienstzeit durchzuführen zu lassen und hieron nur solche auszunehmen, die untauglich oder die einzige Stütze ihrer Eltern oder sonst Jemandes sind. Die Dienstzeit soll sich auf 11 Monate im ersten Jahre und je 2 Wochen im zweiten und dritten verteilen. Zu den Kriegsmustern, der 1. oder 2. Reserve gehört, und zwar ist die Dauer der 1. Reserve 4 Jahre 1 Monat nach der einjährigen Dienstzeit und die der 2. Reserve 7 Jahre; nachher dauert die Wehrpflicht noch bis zum 45. Jahre. Im Kriegsjahre rücken die Reservisten nacheinander ein und sind dienstfrei nur diejenige, die die einzigen Ernährer mittellose Angehöriger sind oder die der Staat oder der Bund für die Kriegsführung zu Hause nicht entbehren kann. Das gab eine angenehme Überraschung für die Wehrer, nicht zum Angriff. Nun, zum Angriff wollen wir ja auch kein Feind, aber sollten doch keine wollen. In der bevorstehenden Sonderberatung des Kongresses wird man jedenfalls Schritte tun zur Schaffung des amerikanischen Volksheeres.

Wilson und der Friedenskongress.

Was will Wilson eigentlich mit seiner Anfeindung Deutschlands? Was will er mit der ganzen geschützten Verteidigung seiner Auffassung vom Völkerrecht. Man kann sich dem Verdacht nicht verschließen, daß er eine Sachlage schaffen will, die die Zentralmächte zwingt, ihn zum Friedenskongress zuzulassen. Er will in jedem Falle „mit von der Partie“ sein. Unvergleichlich schäfer derjenige Krieg die Grundlage für ein neues Völkerrecht. Das Landboot ist ein neuer Faktor, der namentlich in unserer künftigen Landesverteidigung, der Verteidigung unserer endlosen Küsten, eine Hauptrolle spielen muß. Man kann ihn für so dumm, oder doch für so kurzfristig halten, daß er dieser Waffe nicht die Stellung zukommen lassen will, die ihr gebührt. Die Stellung des Landbootes im Völkerrecht bietet ihm aber auch die einzige Möglichkeit, in den Weltkrieg einzugreifen, und da Deutschland dieser Waffe ihre ausgedehnteste Verwendung verschafft, ihre Verwendung bis zu den letzten Konsequenzen ausgenutzt hat, da schließlich von ihr die ganze Entscheidung in diesem Kriege abzuhängen scheint, so lag es ihm nahe, die künftige Stellung dieser Waffe über allen Zweifel klar zu stellen und, indem er sie zum Vorbild für den Versuch mit Deutschland machte, damit gewissermaßen die Zulassung der Vereinigten Staaten zum großen Friedenskongress zu erzwingen.

Frankreichs Kriegsgrund.

Präsident Wilson gab am Dienstag den Mitgliedern des demokratischen Nationalkomitees ein Dinner. Er hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, in der er sich sehr kritisch über die Senatoren, welche die sogenannte Vollmachtbill zu Fall brachten, aussprach haben soll. Dann brachte er, wie es heißt, den europäischen Krieg aufs Tapet. Er erörterte in dem Zusammenhang einen Gegenstand, den er von jeder mit besonderer Vorliebe besprochen hat, nämlich die Doktrin, daß in der ganzen Welt der Wille des Volkes die Quelle aller Regierungsgewalt sein sollte und schließlich gelangte er zur Botschaft des gegenwärtigen Krieges, wobei er die Geschichte von Elsass-Lothringen erwähnt und bemerkt haben soll, er habe eine typische Kriegsursache. Offenbar ist er also der Meinung, daß Frankreich ein schweres Unrecht getan hat, als es im Frieden von Versailles gezwungen wurde, Elsass-Lothringen an Deutschland abzutreten und daß es durchaus begründet ist, wenn es das Schwert gezogen habe, um das verlorene Gebiet zurückzugewinnen. Wenn das aber die Ansicht des Präsidenten ist, so kann er auch nicht daran zweifeln, daß Frankreich den Krieg haben wollte und daß es mit der Schuld trägt an dem furchtbaren Weltbrand. Das ist immerhin ein interessantes Zugeständnis aus dem Munde unseres Präsidenten, denn es stellt ihn in direkten Widerspruch mit denjenigen seiner Mitarbeiter, welche nicht müde werden, zu behaupten, daß Frankreich friedlich gefügt gewesen und daß der Ausbruch des Krieges dem deutschen Militarismus zum Last zu legen sei. Wenn der Präsident es ferner begründet findet, daß Frankreich das ihm 1871 abgenommene Gebiet zurück zu gewinnen sucht, so kann er es auch unmöglich Deutschland verzeihen, wenn es, falls die Alliierten ihre mit solch zynischer Schamlosigkeit verdrängten Kriegsziele erreichen, dem Beispiel Frankreichs folgen und, sobald es sich genügend erholt, einen neuen Krieg anfangen, um seine Kolonien und, was seine Feinde sich sonst noch zu Gemüte zu ziehen beabsichtigen, zurück zu erobern.

Wenn die Herren vom demokratischen Nationalkomitee in der europäischen Geschichte bewandert sind, so müssen sie über die Ausführungen dieses diffamierenden Vortragenden ein wenig erstaunt gewesen sein. Woodrow Wilson ist bekanntlich Historiker. Man wird sich indessen erinnern, daß oft behauptet worden ist, er habe zwar die Geschichte der englisch sprechenden Völker mit großer Gründlichkeit studiert, sich aber um die Geschichte der anderen Völker so gut wie gar nicht gekümmert. Daran muß wohl etwas Wahres sein. Jedenfalls ignorierte er in seinen Bemerkungen über Elsass-Lothringen völlig die historische Tatsache, daß Elsass-Lothringen Jahrhunderte hindurch deutsches Gebiet war, daß die eroberrungslustigen Franzosen es fasten wie der Dieb in der Nacht und daß daher Deutschland 1871 nur zurück nahm, was ihm geraubt worden war. Da es so viele Amerikaner gibt, welche die geschichtliche Entwicklung der Frage nicht kennen und daher einfach den Alliierten nachschwohen, die historische Gerechtigkeit verlange, daß Deutschland im Friedensschluß vor allen Dingen Elsass-Lothringen wieder an Frankreich zurück gebe, so geben wir an anderer Stelle einem bekannten englischen Nachrichtenwerk das Wort und empfehlen dem geeigneten Leser, sich den betreffenden Artikel aufzubewahren, damit er, wenn er etwa einmal in eine Diskussion verwickelt wird mit den Leuten, welche den Standpunkt der Alliierten teilen, imstande ist, ihnen mit einem Argument aufzuwarten, das sie eines besseren belehren muß.

Zur Geschichte Elsass-Lothringens.

(Aus der „New International Encyclopedia“, Band 1, S. 407 und 408.)
Das heutige den Namen Elsass bekannte Gebiet, das ursprünglich ein Teil des römischen Galliens und von keltischen Stämmen bewohnt war, wurde während des 4. und 5. Jahrhunderts von den germanischen Nationen übermannt und schließlich unter die Herrschaft der Franken gebracht.
Die germanischen Eindringlinge verdrängten zum großen Teil die alten keltischen Einwohner und im zehnten Jahrhundert war das Land bereits vollständig germanisiert.
Nach der Teilung des fränkischen Reiches gelangte Elsass in den Besitz des Herzogs von Schwaben und später der Salzbürger, unter deren Herrschaft es sich eines blühenden Wohlstandes erfreute.
Reiche und mächtige Städte, als erste unter ihnen Straßburg und Colmar, entstanden und erhielten im Laufe der Zeit eine Selbstregierung; sie schlossen des öfteren Verträge mit anderen Städten des Reiches und

nahmen voll und ganz an dem intellektuellen und Geistesleben des deutschen Volkes teil.

Im 14. Jahrhundert wandte sich der Ehrgeiz der Franzosen Lothringen zu, indem auch kein ernstlicher Eroberungsversuch bis 1552 gemacht wurde, wo Heinrich der Zweite von Metz, Toul und Verdun Besitz ergriff. Im Westfälischen Frieden (1648) traten die Salzbürger (die Herrscher der Reichsstände) ihre elassischen Gebiete an Frankreich ab. Darauf eroberte Louis der Vierzehnte zahlreiche freie Städte des Elsass. Kolmar wurde 1680 und Straßburg 1681 Frankreich einverleibt. Im Vertrage von Rastatt (1697) wurde ausdrücklich Frankreich der Besitz des Elsass zugesprochen.

Die Regierung machte systematisch alle möglichen Anstrengungen, um die Einwohner, die hauptsächlich deutschen Stammes waren, mit den Franzosen zu assimilieren. Aber sie erzielte keine Erfolge, bis die Revolution kam und die Deutschen und Franzosen im Kampfe gegen das Feudalsystem durch das gemeinsame Ideal der Demokratie sich eng aneinander schloßen.

In Lothringen fanden die entscheidenden Schlachten des Krieges (1870 und 71) statt—bei Gravelotte und Bornville, ferner die Belagerung von Metz.

Die Herausgabe des Elsass und eines Teils Lothringens war die Hauptfriedensbedingung, die von Bismarck gestellt wurde, der dadurch den allgemein in Deutschland gehegten Wunsch erfüllte, das alte deutsche Grenzland zurückzugewinnen.

Elsass (mit Ausnahme von Belfort) und der Teil Lothringens, in dem die deutsche Sprache durch die französische nicht verdrängt worden war, wurde dem neu gegründeten Reich einverleibt und unter die direkte Herrschaft des Kaisers gestellt.

Nach 1890 wurden die Ansichten auf eine schließliche Ausöhnung günstiger; eine lokale Partei bildete sich, die bei den Wahlen einen starken Einfluß geltend machte.

In ähnlicher Weise wie der „Revanchegeist“ in Frankreich sich legte und es schien, daß Deutschland die Provinzen für immer behalten werde, zog die Opposition in Elsass-Lothringen, deren Sympathien noch Frankreich zugewandt waren, die Segel ein.

Ein akademischer Kriegsstrategie!

„Wieder ein Professor explodiert.“ ruft die Chicago Tribune aus, als Professor Franklin S. Giddings von der Columbia Universität über den Lauscha-Krieg eine Jingoitirade vom Stempel ließ.
Diese Worte fielen mir ein, als ich Freitag abend den Gerichtsaal im County-Gebäude betrat, um dem Vortrag des famosen Professors der Nebraska Staats-Universität, Franklin Morrow King, beizuwohnen. Den Zweck dieses zweifelhaften Glückes verdanke ich der „Equal Franchise Society“ von Omaha. Es hatten sich ungefähr 250 Personen eingefunden, wovon die Mehrzahl jedoch aus Frauen bestand.
Der Vortrag sollte die verschiedenen „Phasen des großen Krieges“ beleuchten. Wer da sich einbildet, die verschiedenen „Phasen des Krieges“ bereits zur Genüge zu kennen, der befindet sich in einem großen Irrtum.
Daß Amerika zwar schon einen „Lehrerlauf“ an „Katheder- und Papierstrategen“ hat, dürfte noch nicht allgemein bekannt sein. Strategen, deren mündbare Kenntnisse, die besten europäischen Feldherren weit in den Schatten stellen. Von allen diesen gebührt dem Professor King jedoch die Palme. Er explodierte dabei zwar nicht wie sein Kollege Giddings, sondern strahlte in heller Weisheit und Licht, wie ein Komet, ehe er ins Meer der Bergefreiheit untertauchte. In unseren Tagen der unbegrenzten Möglichkeiten hat dieser Professor das Möglichste erreicht.
In kühnem Gedankenflug entrollte er ein Bild des Krieges und dessen Urtage und sprach alsdann die erhabenen Worte in gelassener Ruhe aus: „It is an economic war!“
Nachdem er den Zuhörern die be- rühmte Versicherung gegeben, daß er zwar ein neutraler amerikanischer Bürger sei, die englische Regierung wegen ihrer demokratischen Errichtung jedoch hoch schätze, obwohl er keine besondere Vorliebe für das englische Volk habe. Dem deutschen Volke sollte er hohe Achtung und Freundschaft, obwohl er deren Regierung verabscheue und deshalb einen Sieg Deutschlands als eine Katastrophe betrachte. Nach diesen herzerzählenden Worten stürzte er sich kopfüber in den Krieg und hob die Kriegstauglichkeit des englischen Heeres hervor.
Den deutschen „Feldgrauen“ sprach er jede „Individualität“ ab, denn sie erangeln der „Initiative“. Die deutsche Armee sei nur eine gutge- drückte Kriegsmaschine. Die Stärke der deutschen Armee besteihe nur in den großen Kanonen; ihre anfänglichen Erfolge haben dieses bewiesen. Er wies dabei auf den Stempel um Lüttich, Maubeuge und Antwerpen hin. Die deutsche Armee bestehe nur aus „Machinerie“. Der Engländer als Soldat sei kühn und schlag sich mit Helmut. „Weber den französischen Soldat ließ der Redner sich nicht weiter aus. Mit verächtlichen Zügen deutete er die deutsche Kriegsmaßnahme aus und war freigeigig genug, dieselbe jah- lenmäßig höher einzuschätzen, als die der Alliierten.
Er stellte die kühne Behauptung auf, daß die „Schlacht an der Marne“ das Schicksal der Deutschen be- reits besiegelt. Ein Durchbruch der Deutschen durch die Front der Eng- länder und Franzosen sei heute aus- geschlossen. Er bezeichnete den Ge- neral Joffre als den bedeutendsten Strategen der Zeit. Mit Lüttich, Maubeuge und Antwerpen habe das deutsche Heer sich erschöpft, um in Schützengrubenkrämpfen seinen Unter- gang zu finden.
Dindenburgs Erfolge an der Cif- front wurden vom Redner kurzer Hand abgetan, da dessen Erfolge nur

durch starke Munition und Kanonen erreicht wurden und nicht entschei- dend waren. Der deutsche Gedanke, Rußland zur Strecke zu bringen, sei verfehlt. Wären die Länder der Zentralmächte nicht so günstig ge- legen und vorteilhaft mit Eisenbahnen versehen, so wäre deren Niederlage jetzt schon eine feststehende Tatsache. Die Zentralmächte konnten nur im Anfang etliche Erfolge erringen, da sie besser gerüstet waren als die Ent- wendete. Die größere „Fighting Power“ der Engländer und Franzosen werde zum Schluß den Sieg er- zwingen. Für die Deutschen sei es jetzt zu spät, denn ihre Hilfsmittel seien erschöpft. Hiermit schloß der Redner und verließ die Zuhörer, daß er den Krieg in weiteren Vor- trügen zu Ende führen werde. Ger- mania jitters!

Högendorfs Rücktritt.

Der Rücktritt des Freiherrn Con- rad von Högendorf von der Leitung des I. Generalstabes bestätigt sich, aber die Form, in der der junge Kavaler den Kommandostempel voll- zogen hat, beweist, daß es sich dabei um alles andere als einen Abschied in Ungnade handelt. Nach den begleitenden Umständen ist sogar die Ansicht nicht von der Hand zu weis- en, daß Högendorf von den un- sänglichen Arbeiten des General- stabes nur entbunden wurde, um sich um so hingebender einer mili- tärischen Spezialarbeit widmen zu können. Wir haben an der reichs- deutschen Armee bereits das Bei- spiel erlebt, wie die Zf. Staats- Zeitung in einem sehr sympathisch gehaltenen Artikel über diesen öster- reichischen Strategen, „einen Stabs- chef verdrängen und als Heerführer wieder antauchen sehen. Dabei spielten allerdings ganz besondere Momente mit, weil es galt, auch der öffentlichen Meinung Gehör zu geben, während man auch nur scheinbaren kri- tischen Augenblicken in einem Ra- men von solcher Popularität wie dem Hindenburgs einen verlässlichen und herabwürdigen Anhalt zu geben. Die- ses Erfordernis fällt in der Dop- pelmonarchie fort, denn das Ver- trauen in das Genie Högendorfs hat auch bei den schmerzlichsten mili- tärischen Rückschlägen als heller Stern geblüht und hätte niemals seiner sein können, als heute, da die beiden das Vorjahr bestimmenden Schat- ten, die russische Offensive und der ru- mänische Lieberfall längst wieder bis zur völligen Ungefahrlichkeit be- schummert worden sind. Aber das Vorjahr barg auch eine Verheißung, die Erfüllung verlangt blieb, und die Erfüllung verlangt blieb, und wenn wir von der Möglichkeit einer militärischen Spezialaufgabe spre- chen, um derenwillen Högendorf sich der Sorge um die russische und rumänische Front entledigt, dann kann damit natürlich nur die Of- fensive gegen Italien gemeint sein.“
„Der Krieg noch ein Winter dauern.“ meint der englische Ge- neral Maurice. Der Herr General hat wohl kein richtiges Vertrauen in die „großejährsoffensive“ seiner Landsleute!

Wichtige Notiz!

Man schide 10c in Silber oder Briefmarken für unseren neuen Frühjahrs- und Sommer-Katalog, der über 550 Abbildungen enthält für Frauen, junge Mädchen und Kinder nicht einem eingehenden und er- leuchtenden Artikel über das Kleider- machen, auch einige Hünke für Stiche zum Nähen sind enthalten. (30 Mu- strationen) Alle von großem Wert. Preis 10c.

Tägliche Omaha Tribune,
Vateru Dept.,
1311 Howard Str., Omaha, Neb.

Im Nebel.

Sitze von Hans Wohlbold.

Lodmüde und am ganzen Körper wie zerklüftet, schleppte sich Robert Engbart durch die Wälder. Die Engländer hatten ihn getrieben beim Morgengrauen die kleine Farm über den Kopf angezündet und den Wald, mit dem er hauste, erschossen. Er selbst war mit knapper Not davon gekommen. Die Briantagein- schlägen neben ihm auf den Fels, so daß ihm die Steinplitter ins Ge- sicht spritzten, als er zwischen die Berge floh. Er hatte nichts gerettet als das nackte Leben und das, was er gerade bei sich trug. Aber es war ihm doch gelungen, seine Ver-folger irre zu führen. Ein stilles Büchlein, getrocknetes Fleisch, das er in der Tasche hatte, bewahrte ihn vor dem Verhungern, und noch am heutigen Abend winkte ihm ein göst- lich Dach.

Er befand sich in einem der Tä-ler, die sich von den Karoobergen zwischen deren letzten Ausläufern nach Süden, ins Land der Bonde- lants, herunterstrecken. Die Ge- gend war ihm wohl vertraut. Ein fast wasserloses Flußbett, ein Re- vier, wie man es in Südwelt nennt, zog sich mitten durch die breite, flache Talniederung. Es war der Ham- der in den Orange mündet. Nach Norden und nach Süden hin — keine Grenze des Tales konnte man erkennen. Zu beiden Seiten türm- ten sich die kahlen, dunklen Berge auf, steil, das, vielfach zerfalten, stellenweise gleich einer Hypo- pten- manier aus unregelmäßigen Felsen- quadern geschichtet war. Die Däm- merung kroch schon über die Ein- senken der Höhen, und breite Schat- ten legten sich auf das weite, to- tene Tal, das mit Felsenkrümmen überfart war. Nur Arges Gestrüpp- raucherte überall hervor, dürres, kniehohe Holz, aus dem sich in wei- ten Zwischenräumen hier und dort die hohe, breite Silhouette eines Baumes wie eine Insel hob.

Ganz fern, im Südosten des Ta- les, lag, kaum noch zu erkennen, ein kleiner Rauchstiehl am Fuße der Höhen. Das war Groenboren, das die Engländer zerstört hatten. Zu- vor Mittagszeit war Robert Eng- bart den Ort so nahe gekommen, daß er durch sein gutes Glas deut- lich die brandschwarzen Mauern der wenigen, zerstörten Häuser sehen konnte. Er wußte auch, daß noch Feinde sich irgendwo im Tal be- fanden, und es waren wohl auch deutsche Truppen in den Ber- gen. Des öfteren hörte er Schüsse an der Ferne fallen und einmal, weit weg, das Lachen eines Maschinengewehrs. Die Dämme- rung war nur kurz. Das tiefe, zuckende Blau des Himmels wan- delte sich zu einem silbernen Grün, ein grauer Schleier spannte sich dar- über aus, und dann kam die Nacht.

Robert Engbart, der ohne Auf- enthalt geandert war, blieb kurze Zeit stehen. Zuerst ging sein Blick über das Tal und an den Höhen- anpor bis zu dem strahlenden Rich- terglanz des gelirten Himmels. Noch fand sein Auge nicht das, was er suchte, aber als er langsam wei- ter ging und um eine Felsenkante zog, da entdeckte er plötzlich, steil droben über seinem Weg ein Licht in den Bergen. Wie ein Fünklein- ur glomm es aus dem Dunkel, doch wenn der einsame Wanderer auch nicht sonst sah, er wußte, dort auf der Höhe lag Peter Heilmanns Haus. Eine gute Viertelstunde hatte er noch zu steigen, dann war er vor- erit bei dem Freunde unter Dach. Die Aussicht auf das nahe Ziel be- lebte ihn neu, und mit raschen Schritten stieg er bergan.

Nicht nur Herberge gab es dort droben, auch eine gute Nacht, mit der er den Briten heimzuziehen konnte, was sie ihm angehen. Auch ge- wette er nicht daran, daß sich Peter Heilmann keinen Augenblick befin- den würde, mit ihm zu gehen. Der Preis hatte ihn dabei im alten Vaterland auf den Armen getragen, jeins Haus stand dicht neben dem seines Waters. Er war ihm selbst wie ein Vater gewesen, seit der alte Engbart unter dem grünen Rosen- hieß, und in Südwelt hatte keiner je vom anderen gelassen. Sie tra- gen sich so oft es ging, wenn auch Heilmann, der ein Jäger war, her- auf in die Berge zog.

Der Weg war steil. Hin und wieder blieb der Bauer stehen, um Atem zu holen. Dann sah er in das Tal hinab, in dessen Tiefe, deutlich erkennbar, das Wasser des Ham rauschte. Die Nacht wurde plötz- lich alt. Ein eisiger Wind hub an zu wehen, und die Talsohle verhielte sich in einer seltsamen Rebellität. Erst lag der Nebel nur wie ein dün- ner Rauch in einem langen, schma- len Streifen über dem Wasser und schloß sich um die Büsche, die es be- leuchteten. Dann aber wuchs er reich und froh in hohen Schwaden in die Berge hinauf. Robert Engbart sah ihn herankommen, sah, wie er wa-

gend höher stieg, bis er ihn selbst erreicht hatte und er untertauchte in den fallen, leuchteten Dampf, der plöz- lich jede Aussicht sperrte. Aber als es so weit war, hatte er sein Ziel erreicht.

Mit der Faust pochte er an die verholzene Tür des Hauses. Sie ward aufgerissen, eine Lichtflut brach in den Nebel hinaus und auf der Schwelle stand ein englischer Offi- zier.

Engbart machte eine jähe Wen- dung, als wollte er umkehren. Aber der Dritte hatte ihn schon am Arm gepackt, und ein Revolverlauf blühte vor seinem Gesicht.

„Geme in“, sagte der Engländer, und dann krochte auch schon die Tür hinter ihm ins Schloß.

Fünf Mann waren es außer dem Offizier, die um den Gefangenen — Robert war es — einen Kreis bil- deten. Hoch und breit stand er mit- ten unter ihnen, es war keiner da, den er nicht um Hauptlänge über- ragt hätte. Der breite Hand des vermieterten Schlapphutes hing ihm über die Stirn, ein tiefschwarzer Wollbart umrahmte das gebräunte Gesicht, aus dem ein paar dunkle Augen blitze sprühten. Die Augen sahen erst nichts als den englischen Leutnant, einen kleinen, höcker- nigen Mann mit einem glatten Gesicht. Der war es, der dem deutschen Bauern das Haus verbrannt, der mit dem gleichen Revolver, den er da in der Hand hielt, David Roos, den Wastard, erschossen hatte.

Robert Engbart atmete schwer, mit gehaltenen Fäusten stand er zwi- schen den Uniformen. Aber es wa- ren ihrer sechs, und jeder hatte eine Angel im Rohr. Was konnte er, ein waffenloser Mann, gegen sie ausrichten. Es gelang ihm, sich zu beschützen, und er sah sich um. Die kleine Stube hatte kaum Platz für sieben Menschen. Roh, rauchig- schwarze Balken bildeten die Wände und die Decke. Auf dem kleinen Tisch lag eine Karte, und zwei Ker- zen brannten daneben.

Der Leutnant deutete auf die Karte.
„Wir brauchen einen Führer über die Höhe in das nächste Tal, das in gleicher Richtung wie dieses streicht und westlich von hier liegt. Du kennst wohl die Wege in den Kara- obergen?“
„Ich kenne sie, jeden Stein“, sagte der Gefangene trotzig.
„So wirst Du uns führen.“
„Und wenn ich mich weigere?“
Der Leutnant trat zur Seite.
„So geht es dir wie dielem da. Du bist in unserer Gewalt.“
Er deutete in die Ecke. Dort lag ein Haufen von Fellen und darauf eine Gestalt, die man im Dämme- rlicht, das die winzigen Kalgelzen in der Stube verdrängte, kaum deutlich sehen konnte.

Mit zwei Schritten kam Robert Engbart neben dem Toten. Es war Peter Heilmann. Sein Gesicht hatte eine wachgelbe Farbe und sah aus, als sei es viel kleiner als sonst. Ein winziges Loch sah an der linken Schläfe, und in dem langen heißen Bart flehte Blut.
Der deutsche Bauer stand wie ver- steinert. Er rührte keinen Muskel, aber innerlich bebte er, wie noch nie in seinem Leben. Es war ein Horn in ihm, der ihn zu übermannen drohte. Für Sekunden glaubte er, seine Sinne wollten verlassen. Nur mit Aufbietung seiner ganzen Kraft riß er sich empor. Als er sich zu den Engländern umwandte, war sein Gesicht schmerzhaft, und der Schweiß stand ihm auf der Stirne.

Krampfhaft drehte er die blutle- ren Lippen zusammen, und sein Blick ging von einem seiner Feinde zum andern. Ein starrs Schweigen lag in dem kleinen Gemach, das Grauen wollte die Menschen packen. Der Leutnant schüttelte es energisch ab.
„Run?“ fragte er. Seine Stim- me sollte drohend klingen, aber der Blick des Gefangenen war schid, daß ihm das Wort nur gepreßt aus der Kehle kam.
„Ich werde euch führen“, sagte Robert Engbart. Geiser und rauh stieß er es hervor, und auf das letzte Wort des kurzen Satzes legte er den Hauptton. Das klang wild und drohend.

Aber sie wußten, daß er in ihrer Gewalt war. Als sie das Licht ver- löschte und der stille Mann auf dem Felager allein war, nahmen die Soldaten den Gefangenen in die Mitte. Sie hatten die Gewehre im Arm, und zwei von ihnen hielten ihn am Handgelenk.
Dit schon war Robert Engbart über die Höhen gegangen. Er dachte an viele Nächte, da er von hier hin- ausgeblüht hatte über die Weite, die im Glanz der Sterne lag über das Tal des Ham und die fernen Berge. Heute stand der Nebel ringsum wie eine Mauer, klar und undurchdring- lich, nicht drei Schritte weit konnte man sehen. Die Engländer hatten elektrische Lampen dabei. Wo sich das weiße Licht derleiten in die Be- leuchteten bohrte, da leuchtete die Weite wie Silber, aber man sah deshalb nicht mehr als vorher. Robert Eng- bart fand sich trotzdem zurecht. Er

kannte jeden Stein, jeden Fels in den Karoobergen. Gar mancher Tag war er, wenn keine dringende Arbeit ihn auf seiner Farm zurück- hielt, mit der Weite hier auf die Büsche gegangen, manche Nacht, wenn der Spur des Wildes waren, lag er mit dem Alten unter den klaren Sternen.

Das war nun für immer vorbei für Peter Heilmann und für ihn seit er vor der Leiche des alten Mannes gestanden, war eine wild- Entschlossenheit über ihn gekommen Heilmann war tot, er selbst ein Bettler. Was er sich mühsam er- beutet, das war vernichtet, — noch einmal von vorn zu beginnen, jetzt wo er eben so weit gewesen wäre daß er hätte anfangen können zu ernten, wo er jahrelang geerntet, das dünnte ihn unmöglich. Sein Leber war ausgepölet.

Rangsam, Schritt um Schritt, so- steten sie sich vorwärts auf dem Ge- röll, das über den schmalen Höhen- pfad getreut war, der sich nun leids gegen den Hang herunterbog. Ein Stück weit konnte man hier abwärts steigen, es schien so, als führe ein Weg hinüber in das nächste Tal Robert Engbart dachte an die Stunde, in der er hier mit dem Freund herabgestiegen war. Jetzt noch graute ihm, und im Geist sah er, wie der Alte dort, wo der schmal- e Pfad plötzlich endigte, auf dem schüt- teren Geröll ins Gleiten kam und sich nur eben noch an einem Fels- block festklammerte, ehe er ins See- berden stürzte.

„Aufgepaßt!“ sagte er laut gegen einen der anderen Hand.“
Die Soldaten hielten sich gegen- seitig fest, nur der erste und der letzte Mann der Reihe hatten die Laternen in der Hand. Robert Eng- bart fühlte, wie die Fäuste der zwei die ihn hielten, sich gleich Eisenklam- mern um seine Arme drehten.
„Wohin führt Du uns?“ schrie der Leutnant.

Der Weg war immer steiler ge- worden, und jetzt erst merkte man daß es keinen Fels mehr gab, daß man auf lodernen Gestein an einer Steilwand hing, die recht wie ein Mauer aufstieg. Man konnte sie nur laufen, zu gehen war nichts; der Nebel war wie Milch, die und un- durchdringlich.

Einer der Soldaten stieß einen Schrei aus. Unter seinen Füßen rollten die Steine, er verlor den Halt.
Robert Engbart schloß die Augen- zucht, wo er so weit war, wie er ge- wohnt, glaubte er doch, das Herz miße ihm trübselig. Im Geist sah er die gähnende Tiefe, die sich da- drunter aufthut. Der nächste Schritt führte in das Verderben.
Die Menschen standen regungslos, einer an den anderen geklammert, der Deutsche in der Mitte.
„Führe uns zurück, ich gebe die- was Du verlangst“, stieß der Leu- nant heiser hervor.

Robert Engbart antwortete nicht. Mit harter Entschlossenheit tat er einen Schritt weiter. Die anderen mühten mit. Unter ihren Füßen rollten die Steine, rieselte der Sand. Preiselnd ging es hinab, alles kam ins Gleiten.
Ein wilder Schrei aus vielen Rip- pen schmitt durch die Nacht, und der ganze Menschenhaufen, der jeden Halt verlor, taumelte bergab bis zum nächsten Felsblock, unter dem sich die gähnende Tiefe aufthut. Dann war alles vorbei. Das Schweigen des Todes lag über den Bergen, durch die der Nebel weiß und un- durchdringlich zog.

— Pantoffelhelden. Frau (die dem vermeintlichen Gatten noch die Hausluft geöffnet und ihn gleich durchgepölet hat, plötzlich erschreckt): Ach, ich, Sie sind ja gar nicht mein Mann — Sie sind ja der Herr vom zweiten Stockwerk!
Hausbesitzer: O, doch, da krieg' ich jetzt die ganze Portion noch mal!
— Immer im Beruf. Ertrin- dender (zu den unglücklich am Meer Stehenden): „Hilf, Hilf! Hundert Dollar Belohnung!“
Auktionator: Hundert Dollar zum ersten.
— Unter Feuerwehrmannen. Feuerwehmann aus B.: Mein Vetter — wie hab'n a Feuer- wehr! Raum brennt's, ist der Brand wieder gelöscht!
Feuerwehmann aus A.: Die bes- tere Feuerweh'rung hier, bei uns da brennt's überhaupt nicht!
— Ausrüstung. Tourist (im Alpenstium, im Wirtshaus zu ei- nem Dorfburschen): „Kannu, junger Mann, würde mich nicht jeder hier einen echten Alpenbewohner halten?“
Der Bursche: „A's Maul müßtest halt halten!“
— Ein entzerrter Sohn. Vater (ungebuldig): „Endlich kommst Du, wo warst Du denn, Georg?“
Georg: „Für den Nachbar hab' ich eine Maß Bier geholt!“
Vater (entsetzt): „So ist's recht! Für ein fremden Menschen sollst Du's Bier, und Dein leiblicher Vater wartet auf Dich und muß lei- den!“